

Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Merseburg.

Das „Volksstimme“ erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Herausgeber: Maximaler Arbeiter- und Soldatenrat für den Regierungsbezirk Merseburg. Redaktion: Maximaler Arbeiter- und Soldatenrat für den Regierungsbezirk Merseburg. Druck: Maximaler Arbeiter- und Soldatenrat für den Regierungsbezirk Merseburg.

Verlag: Maximaler Arbeiter- und Soldatenrat für den Regierungsbezirk Merseburg. Druck: Maximaler Arbeiter- und Soldatenrat für den Regierungsbezirk Merseburg.

Nr. 76.

Halle, Dienstag den 28. August 1917.

1. Jahrgang.

Immer langsam voran!

Der Reichskanzler hat in seiner zweiten Hauptauskunftrede am letzten Sonnabend gesagt, zu Schrecken habe er in seiner feigen Stellung weder Veranlassung noch Reue. Man wird daher verstehen müssen, um jene Bemerkung aus seiner ersten Rede ernst zu nehmen, in der er sagte, er könne nicht zugeben, daß seine innere Verhältnisse eine Ueberführung namentlich in der Kriegszeit erforderlich machten. Es ist das ein leichter und nur noch unwahrscheinlicher Versuch, sich gegen eine Entwidlung zu wehren, die

längst überfällig geworden

ist. Der Reichskanzler fühlt sich auf die Hand genommen und auf den Wegen der Entwicklung fortgezogen, er kämpft sich eigentlich auch gar nicht mehr, sondern er sagt nur: Kinder, um Gottes Willen, immer langsam voran! Man wird diese Reue zum Landsturmfortschritt aus seiner persönlichen Position leicht begreifen können. Denn Michaelis ist ja nicht gekommen, um die innere Revolutionierung Deutschlands vom Diktatorstaat zum Parlamentarismus zu vollenden, sondern er ist dazu berufen worden, den Lauf der Dinge nach Möglichkeit zu bremsen und für das alte System zu erhalten, was eben noch zu erhalten ist. So haben wenigstens die Konventionen seine Mission aufgestellt, und sie haben ihn mit großem Vertrauen empfangen.

Dieses Vertrauen scheint jedoch nicht ganz begründet zu sein. Michaelis ist zweifellos ein Mann von konservativer Grundrichtung: Aber der Herrscher in konservativem Sinne, der den Kampf gegen das Weltungstium Demokratie aufnehmen und erfolgreich durchführen könnte, ist er nicht. Für diese Kampf wäre heute

kein harter Mann harter genug.

Michaelis ist aber bestimmt kein harter Mann. Bisher hat er sich noch nicht einmal als ein geschickter Mann erwiesen. Er will den notwendigen Gang der Dinge verlangsamen, er ist aber auf dem besten Wege, ihn zu beschleunigen.

Mit der Bildung der „freien Kommission“ beim Reichskanzler“ wird nämlich der Wirrwarr unserer verfassungswidrigen Zustände in einer Weise vereinfacht, daß binnen kürzester Zeit eine Lösung und Klärung zur unabweislichen Notwendigkeit werden muß. Wie wenig sich der Reichskanzler selbst über das Wesen dieser neuen Einrichtung im Klaren ist, geht aus den Vernehmungen und widersprüchlichen Wendungen hervor, mit denen er sie angeht. In seiner ersten Erklärung legte er das größte Gewicht darauf, daß diese Kommission nicht aus sieben Abgeordneten und sieben Bundesratsmitgliedern bestehen soll, nicht als Vertretung der Bundesregierungen und der Fraktionen aufzufassen sei. Nach dem man ihn aber in der Debatte auf die vollkommene Unmöglichkeit dieser Konstruktion aufmerksam gemacht hatte, vollzog er

eine vollständige Schwendeln.

In dem er es als geradezu selbstverständlich bezeichnet, daß die Abgeordneten als Vertreter ihrer Partei in die Kommission berufen werden sollten. Aber auch der Ausdruck „Vertretung“ enthält noch eine Ungenauigkeit, denn tatsächlich sind die Abgeordneten Mitglieder der Kommission nicht vom Reichskanzler berufen oder ernannt, sondern von ihren Fraktionen gewählt worden.

Am Dienstag soll nun die erste Probe mit der neuen Einrichtung gemacht werden. Hoffentlich erfährt man wenigstens dann in der Öffentlichkeit etwas Genaueres darüber, wie sie eigentlich funktionieren soll. Der Reichskanzler hat offenbar geglaubt, sie dadurch ganz ungefährlich machen zu können, daß sie als bloßer Gutachterausschuß konstruiert wurde. Als solcher wird sie aber ein Instrument sein, um der Regierung den Willen der Reichsstaatsmehrheit fühlbar zu machen und ihr im übrigen die Unmöglichkeit freier Durchführung der Aufrechterhaltung des jetzt geschaffenen Uebergangsstadiums zu demonstrieren.

Die Parteien haben in Hauptauskunft ihre Bereitwilligkeit erklärt, sich an diesen Experimenten zu beteiligen, sie haben aber gar keinen Zweifel daran gelassen, daß der damit gefaßte

Zustand für unmöglich beizubringen

beizubringen Sinne haben sich nicht nur die Vertreter

der Mehrheitsparteien ausgesprochen. Sehr bemerkenswert ist die Erklärung des Nationalliberalen Stresemann, die Erfahrungen des Krieges hätten die Schwächen unseres Regierungssystems gezeigt, auf der anderen Seite hätten aber die parlamentarisch regierten Staaten in diesem Kriege Bewährungsproben abgehalten, wie man sie nicht für möglich gehalten hätte. Die übereinstimmende Meinung der Parteien, mit Ausnahme natürlich der konservativen, geht dahin, daß das parlamentarische System vor dem in Deutschland herrschenden Regierungssystem den Vorrang verdiene.

Um so weniger werden sich die Parteien die parole des Reichskanzlers zu eigen machen können, der als vorläufiger Mann vor Ueberführung warnt und immer langsam voran marschieren will. Ist ein Fehler in der inneren Konstitution unseres Staatswesens einmal erkannt, so kann er gar nicht schnell genug beseitigt werden. Gilt das schon im Frieden, so gilt es im Kriege erst recht. Denn der Krieg als ein bis zum äußersten abgemessener Wettkampf der Staaten fordert von jedem die

höchste Vollkommenheit der Leistung,

die es überhaupt erreichen kann. Solche Vollkommenheit ist namentlich auf dem Gebiet der auswärtigen Politik unentbehrlich, und der Reichskanzler hat sich in dieser Hinsicht nur eine Meinung.

Die „freie Kommission beim Reichskanzler“ wird eine notwendige Sicherung gegen überirdische Ungleichsichtigkeit seiner auswärtigen Politik bilden. Darüber hinaus wird sie sich nicht bemühen und niemand betreiben. Wird nicht genügt, für eine lange Lebenszeit vorauszusetzen, fällt sie aber, so fällt mit ihr nicht das Stückchen Parlamentarismus, das in ihr verkörpert ist, sondern es fällt der Reichskanzler, und mit ihm fallen die Trümmer des alten Systems. Wie im Mahabet das A auf das A, so folgt auf die freie Kommission beim Reichskanzler das verdammerliche Reichsministerium. Und das sagen wir nicht immer langsam voran, sondern im Gegenteil: Vdrung auf, marsch, marsch!

Die „freie Kommission“ des Kanzlers.

Vor Beginn der Sitzung am Sonnabend teilte der Vorsitzende mit, daß vom Reichskanzler eine Anzahl Briefe an eine Inschrift eingegangen sei. Hierin wende sich das Unternehmen gegen den Vorwurf, daß es Verleumdung sei, die einseitig nach den Wünschen der Arbeitenden zurückzuführen seien. Von derartigen Behauptungen sei das Bureau völlig entsetzt und habe auch in den angeführten Fällen keinen derartigen Vorwurf bezeugt.

Eine neue Kanzlerrede.

Der Reichskanzler erinnerte zunächst an die Resolutionen, die er für die Führung der inneren Politik und insbesondere für die engere Zusammenarbeit zwischen der Reichsleitung und den großen Parteien in seiner Reichsstaatsrede vom 19. Juli gegeben hatte. Nach diesen Resolutionen habe er gehandelt und in die Reichsämter Männer berufen, von denen er mit Sicherheit annehmen durfte, daß sie das Vertrauen anderer politischer Parteien gewinnen könnten. So sei das Reichsministerium mit einem Parlamentarier besetzt worden, in das Reichsministerium sei eine Persönlichkeit berufen, die sich des vollen Vertrauens der linksgerichteten Parteien erfreue, für das Reichsministerium habe er als Unterabteilungsleiter ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei und für die Reichsstaatsverwaltung zunächst als Ministerabteilungsleiter mit der Abt. der Reichsstaatsverwaltung ein Internationalsekretär auszubilden, ein Mitglied der national-liberalen Fraktion auszuwählen. Als preußischer Justizminister sei ein Mitglied der Zentrumspartei in das Bundesamt eingetreten. Auf diese Weise habe er erreicht, was er erstrebt, nämlich die Beratung von Männern, die das volle Vertrauen der Parteien genießen, in leitende Stellungen des Reiches und des Staates.

Um die Zusammenarbeit zwischen Reichsleitung und Parteien enger zu gestalten, habe er eine weitere Einrichtung ins Auge gefaßt. Er habe diese Angelegenheit bereits mit den Führern der Reichsstaatsparteien und mit den hundertbedeutendsten Mitgliedern des Bundesrats erörtert und könne mit Sicherheit auf die Zustimmung der verbundenen Regierungen rechnen. Es handle sich um die Errichtung einer

freien Kommission beim Reichskanzler

zunächst für einen ganz bestimmten Einzelzweck, nämlich die Beratung der Antwort auf die papstliche Friedensnote. In diese Kommission sollen von den fünf großen Fraktionen des Reichstags sieben Mitglieder delegiert werden (und

zwar je zwei vom Zentrum und der Sozialdemokratie, je eins von den Konservativen, Nationalliberalen und der Fortschrittlichen Volkspartei); ebenso soll der Bundesrat sieben Mitglieder in die Kommission delegieren. Der Reichskanzler führt den Vorschlag

Diese Kommission sei als vollkommen freie gedacht und unterstehe deshalb nicht der Geschichtsordnung des Reichstags. Sie sei nicht aufzufassen als eine Vertretung der Bundesregierungen und der Fraktionen, von denen ihre Mitglieder delegiert sind, sondern als eine freie Arbeitsgemeinschaft von Personen, die sachkundig und zu politischer Arbeit berufen sind und politisches Vertrauen genießen. Die Einrichtung sei zunächst als ein Versuch gedacht, aus dessen Ergebnis man weiter lernen wolle, ob die Kommission beizubringen, wie sie auszuhalten und wie ihre Zuständigkeit zu umgrenzen sei. Bei richtiger Handhabung eröffne der Reichskanzler von der Kommission eine wertvolle Befragung seiner politischen und vaterländischen Arbeit. Es werde auch gelingen, die Gefahr zu vermeiden, die unbedingt vermeiden werden muß, daß etwa durch die Kommission Bundesrat und Reichstag in ihren Informationen und in ihren durch die Reichsüberführung festgestellten

Schwächen bekräftigt

werden. Der Reichskanzler hoffe die Kommission für den nächsten Dienstag auszuernennen und zusammenberufen zu können.

„Beratung“ und „Berührung“ ihrer inneren politischen Lebens für notwendig halten. Er könne nicht sagen, daß „unreife“ in dem Verhältnis eine Ueberführung notwendig sei, in der Kriegszeit erforderlich machen. Der Reichskanzler bezug sich auf die Ausführungen eines ihm übermittelten Auftrages des fortschrittlichen Abgeordneten Naumann, der ausdrücklich feststelle, daß das Quantum der Freiheit des einzelnen Bürgers bei uns nicht geringer sei, als es etwa in Frankreich vor dem Kriege gewesen sei, und daß unter Reichskanzler zum Reichstag demokratischen Ansprüchen mehr genüge als das englische.

Es sei jetzt nicht die Zeit, sich über Verfassungskämpfe zu unterhalten, genau so wenig, wie es Zeit sei, sich über die Behauptung zu streiten, wenn die Arbeiter den Reichstag überläßt. Der Reichskanzler bittet, daß man dem Reichstag, der mit der Kommission gemacht werden solle, wohlwollend und mit der christlichen Absicht nahestehe, mit dem Bundesrat und mit ihm selbst zusammen zu arbeiten zum Wohle der Gesamtheit.

Der Reichskanzler betont dann die ungeheure Arbeitslast, die die vielfältigen und aufs engste beschleunigten Aufgaben der äußeren und inneren Politik gegenwärtig ihm selbst als Leiter des Staatsamts des Reiches und preussischen Ministerpräsidenten auferlegen. Er stellt bei dieser Gelegenheit ausdrücklich fest, daß von einer Verleumdung

preussischen Mehrheitsüberlage

keine Rede sein könne. Der Entwurf werde in gedrängter Arbeit fertiggestellt und werde vorgelegt werden nach den Bedürfnissen der Erfüllung des künftigen Wortes, sobald er fertiggestellt sei. Im Reichs seien es vor allem die ungeliebten Fragen der Reichsstaatsreform, die die Kommission zu beschäftigen hätten. Der Uebergangsstadium sei die Arbeit der Reichsstaatsreform, die keine eigene Zeit und Arbeitskraft in höchsten Maße in Anspruch nähme. Die Zusammenhänge zwischen diesen Fragen seien so eng und so grundlegend, daß die allgemeinen Direktiven unter allen Umständen von einer zentralen Stelle gegeben werden müßten. Es sei jetzt im Kriege zwischen dem Reichskanzler und der Reichsstaatsreform eine viel härtere und häufigere, unmittelbare Zusammenarbeit erforderlich als im Frieden. Daraus entspringe die Notwendigkeit persönlicher Entlohnung des Reichskanzlers, die zur Teilung des Reichsamts des Innen- und zur Befüllung eines künftigen Stellvertreters des Reichskanzlers ohne eines Reichsstaatsreform geführt habe. Es sei notwendig, daß der Reichskanzler einen in die Arbeit der Reichsstaatsreform und in die Arbeit der Reichsstaatsreform einbezogen werde, der auch bei den nicht zu vermeidenden häufigen Reisen des Kanzlers für ihn eintreten kann. Der Reichskanzler bitte noch jetzt, diese Notwendigkeit bei der späteren Behandlung und Prüfung des Nachtrages im Reichstag zu berücksichtigen.

Die Stellung der Parteien.

Abg. von Eiser (Fortr.). (V.): Das Programm der Mehrheitsparteien fordere ebenfalls, wie der Reichskanzler ausgesprochen habe, eine engere Zuhilfenahme zwischen den Mehrheitsparteien und der Regierung. Dazu deutet namentlich, auf diesen Weg des bundesstaatlichen und konstitutionellen Vorkarfers des Reiches zu werden. Der Reichskanzler habe, wie das Mandat aus der Fremde, jedem eine Gabe dargebracht; aber zufrieden ist mit der Art und Weise, wie die Reichsleitung sich zum Ausdruck setze, noch nicht. Arbeit habe der Reichskanzler darüber geleistet, daß er nicht daran denkt, die Handlung des preussischen Reichstags zu verweigern. Nur sei es unumgänglich, daß der Reichskanzler sich nicht bei uns in nur über den Termin ausgedrückt habe.

Von den neuen Seiten in der Reichsleitung hätten sich einige in politischen Angelegenheiten noch gar nicht beteiligt. Es meine, wenn die Vorlage im Zusammenhang mit dem Reichstag zu prüfen sein, ab die neuen Veränderungen in den Reichsstaatsreform

Kleine Chronik.

Grubenunglück in Oberhessen.

Ein schweres Grubenunglück ereignete sich am 21. August im Bergwerk der Bergbauhütten Bergbau-Mittelhessen in Alten-Berndorf in Oberhessen. Es ereignete ein Erdstöße, Explosion, bei der mehrere Bergleute verunglückten. Bei dem Verbruch, die Bergungslage zu sehen, fanden Betriebsführer Guise, Waldmühlentag Ludwig und Zeiger-Zellweger, Leiter Goppolden 2 u. d.

Doppelmord in der Altmark.

Zwei junge Burden kamen in Suchen am Freitag nachmittag in die Wälder der Frau Zeite, um sich etwas Essen geben zu lassen. Jedemal wollten aber die beiden, daß die Frau allein war. Sie fielen plötzlich über die Wirtin her und würgten sie. Auf ihre Stille eilte ihre Tochter herbei. Als diese über den Tod kam, ging die eine der Burden entgegen und frachtete sie mit einem Schusse nieder. Der andre tötete die Mutter durch Messerschneide in Brust und Rücken. Nach vollständiger Blutung gingen die Burden ruhig vom Orte. Sie wurden von Leuten, die auf dem Felde arbeiteten, gesehen. Ein einem der Täter will man einen 17jährigen Knaben aus Riebedelndebelen erkannt haben.

Die hercynischen Goldhändler.

Verhandlungen wurden in Berlin von zwei Schweden ein heftiger Streit, in den sie auf offene Straße miteinander gerieten. Ein Kriminalbeamter der Streifenpolizei hätte sich unerwartet die Auseinandersetzungen an und schritt ein, als sie in eine Schlägerei ausarteten. Der Beamte hatte so viel herausgebracht, daß der eine von dem andern 900 Mark zurückverlangte. Auf der Hande kam dann auch heraus, welcher die Forderung hatte. Die beiden Hauptbeteiligten waren der Berliner, eben bekannte Schieber, die auf der Forderung und in Schwandwärdler handeln und alles lauten, was ihnen angeboten wird, auch wenn es notwendig ist. Einer von ihnen war nun auf einen Mann getroffen, der sich für einen eben aus der Provinz gekommenen Arbeiter ansetzte. Dieser Mann erklärte ihm, daß er 1500 Mark Erbschaft in Gold bei sich habe und mit einem kleinen Aufschlag verkaufen möchte. Der Schieber dachte, das Gold mit einem größeren Aufschlag weiterverkaufen zu können und ging auf das Geschäft ein. Weil er allein gerade nicht Gold genug besaß, so schenkte er dem Mann 900 Mark zu dem Zweck, zu dem Geld gelangt sich in Wäldern mit dem zweiten der Schwandwärdler zusammen zu setzen und dort nach und nach und lauten erst, als sie in jedem Ende wirklich ein Quanziamant gefunden. Auch das

Gewicht prüften sie nach. Als auch dieses stimmte, schlossen sie das Geschäft und zahlten den verlangten Preis. Bald fanden sie auch einen Abnehmer, der bereit war, ihnen den verlangten Aufschlag zu zahlen. Als dieser aber die Mollen ganz öffnete, zeigte sich, daß sie nur an jedem an Erde ein Goldstück und in der Wälder eine Gefährliche entdeckt, die auf das Gewicht genau abgemessen war. Der barmhertige Mann aus der Provinz war ein gefürchteter „Knepper“ gewesen. Nach der unglücklichen Entdeckung gerieten sich die Schieber wegen der vorgeschriebenen 900 Mark in die Haare und verrieten so ihr unglückliches Geschäft.

Auf dem Lande fault das Ocht.

Der „Englische Anzeiger“ in Darmstadt veröffentlicht folgende Zuschrift aus Groß-Limburg: „Anfolge der Obdientnahme geht das Ocht zu Grunde. Vor vierzehn Tagen wollte ich Wirtin hergeben, doch diese wurden mir erst abgenommen, nachdem ein Stieret verkauft war. Am 21. Juli sollte ich gegen 3 bis 3½ Zentner Frühlweizen (Tarelobst) abgemacht, die heute, noch vierzehn Tagen, noch nicht abgenommen sind und starr faulen. Ist denn in den Städten ein solcher Heberlauf an Ocht? Wir bekommen hier Zucker und alles andere, was entnommen, wenn wir einige Eier zuzunehmen abgeben haben und müssen dabei ruhig stehen, wenn das Ocht, zugrunde geht. Da ich mich fixierbar mache, wenn ich die Weibel anderweitig verkaufen, so bleibt mir nichts anderes übrig, als sie verkaufen zu lassen.“

„Wann werden solche unerhörten Zustände noch mehr zu beklagen sein? Man darf nicht nur auf den Verbrechen noch eine „Regierung“ der Ocht- und Gemütsverfassung!“

Was ihr wollt!

Es war kurz vor der Schlacht, und das englische Regiment, das den Angriff führen sollte, lauschte der östlichen Ansprache. „Wartet“ führte der Offizier. „Ihr steht vor dem Sturm. Da müß ich Euch eine Frage stellen, wie es losgeht. Wollt Ihr Eueren alten Regiment Ehre machen und Euch schlagen, oder wollt Ihr davonlaufen und seinen Namen für immer mit Schmach bedecken?“ Mit ortenbetäubendem Donnergeräusch schmetterte ihm aus Hunderten von Mäulern die Antwort entgegen: „Wir wollen!“ „Was wollt ihr tun?“ brüllte der Offizier. „Wir wollen nicht!“ brüllte der Chor. „Nah, ich denke Euch, Leute“, sagte gerührt der Offizier. „Ich hatte nichts andres von Euch erwartet.“ (Aus dem Londoner „Punch“.)

Literarisches.

Von der Neuen Zeit ist im 20. Heft von 2. Bande des 85. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes haben wir hervor: Beleg. Von S. Haupt. (Fortsetzung). — Der Anzeiger der Welt. Von Hans Rindow. — Die Frau für die landliche Frage. Von Alexander Späth. — Aelteren zur Frau der industriellen. Nacharbeit. Von S. Schneider. — Die Entwicklung der Mittel des Güterverkehrs in Deutschland und der Welt. Von -ez- (Schluß). Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postämter und Spolteure zum Preise von 3.00 Mark das Vierteljahr zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur für das Vierteljahr bestellt werden. Das einzelne Heft kostet 30 Pfg.

Vom Wahren Jacob ist im 17. Nummer des 34. Jahrganges erschienen. Der Preis der Nummer ist 10 Pfg. Probennummern sind jederzeit durch den Verlag S. S. S. Die Redaktions-G., m. b. G. in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Spolteuren zu beziehen.

Von der Gleichheit, Zeitschrift für Arbeiterfrauen und die Arbeiterinnen, ist im 27. Jahrgange erschienen. Aus dem Inhalt dieser Nummer haben wir hervor: Auf dem Heimwege! — Die Arbeiterbewegung. Von Oswald Vogelstein. — Arbeiterbewegung und christliche Kirchenarbeit. Von Ella Bräutigam. — Mithras. — Geban auf einem Lebensmittel. Von Marie Schlegel. — Inmangest. — also bildet. Von Marie Jobn. — Aus unsterblicher Bewegung: Die Arbeiterbewegung, Frauenvereinigungen in Fußbürg und Impoging. Eine Erinnerung der Frauenvereinigungen in Wien. Eine gute, bewährte Frauenvereinerin im Bezirk Schwabing. — Vom Bezug des Frauenrechts: Von Frauenvereinerinnen in Holland. Kleine Mitteilungen. — Die Frau als Arbeiterin: Zum Gedächtnis der Arbeiterinnen und der Jugendlichen. Die Umwälzungen der Arbeiterinnen. Die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Organisation. Arbeitervereinigungen. — Genossenschaftliche Handlung. Die Arbeiterin. Von Comodo de Anicis. (Fortsetzung). Ein kleiner Intermezzo. Von Rob. Des. Das neue Gedicht von Arur Adler. Die „Heldin“. Von Karl Kraus. Ein grünes Blatt. Von Theodor Storm. Winterhüt: Ein Erinnerung. Gedichtsaufgaben des neuen Jahrhunderts. — Die Arbeiterin: Als Brief. Gedicht von Hermann Kling. Die Arbeiterin. Von Theodor Storm. (Fortsetzung). — Die Arbeiterin. Gedicht von Berder. — Arbeiter des Johann Dietrich. Von Carl Morik Arndt. — Die Mädel der Kinder der „Widow“. Von L. v. — Zwei Gänge. Von Julius Sturm. Spielende. — Die Arbeiterin: Gedicht alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich eine Beiselle 35 Pfg.; unter Rechnung 85 Pfg. Jahresabonnement 2.00 Mark.

Ämtliche Bekanntmachungen.

Auf Grund der Bundesratsverordnung vom 23. September 4. November 1915 wird der Verkauf der Stadt überwiegen folgende wie folgt geregelt:
Der Verkauf wird am Dienstag den 28. August 1917 in der Salzmühle fortgesetzt.
Zugehört zum Einkauf werden die Nummern der Versteigerung 34001 bis 34004 vornehmlich von 8 bis 12 Uhr und die Nummern 63001 bis 70000 nachmittags von 2 bis 6 Uhr.
Für jede Person eines Haushalts werden circa 110 Gramm zum Preis von 30 Pfennig abgegeben.
Abgekauftes Geld ist unbedingt bereitzuhalten. Papier zum Einwickeln ist mitzubringen. Die Herange sind wenig geladen, bedürfen daher des Einwickelns nicht.
Salze, den 27. August 1917. Der Magistrat.
Diesenigen Inhaber von Kleinhandelsgeschäften, welche Stundenlisten eingereicht haben, werden hierdurch anzufragen. Dienstag den 28. Mittwoch den 29. und Donnerstag den 30. August 1917 bei den von ihnen gewählten Wohnhäusern den in nächster Woche zum Verkauf gelangenden Geis abzuholen.
Bekanntmachung über Regelung des Verkaufs erfolgt folgt.
Salze, den 27. August 1917. Der Magistrat.
Die Ausgabe der neuen Judenkarten sowie der Warenbescheinigung (Seite X) findet vom Montag den 27. August 1917 an in den Warenhausausstellungen, und zwar zugleich mit der Ausgabe der Warenkarten statt.
Salze, den 27. August 1917. Der Magistrat.

Zurückgekehrt Sanitätsrat Dr. Keil, Frauenarzt.

In Freien Stunden



Am 1. Juli bietet sich die Gelegenheit, Abonnet der „Freien Stunden“ zu werden, da ein neuer Roman beginnt. Auch während der schweren Kriegszeit ist diese Zeitschrift ein guter Kamerad geblieben, namentlich den vielen Frauen, die von den schweren Sorgen der Gegenwart eine Spanne Vergessenheit und Erholung suchen. „Aus eigener Kraft“ heißt der Roman, der zum Abdruck kommt, und als zweite Erzählung „Die Prärie am Saccato“, eine Schilderung aus dem wilden Westen Amerikas. Daneben folgen vollständige, illustrierte Aufsätze aus allen Wissensgebieten, Rätsel, Rätsel für Haus und Küche für die notwendige Abwechslung des Lesers und für die praktischen Bedürfnisse der Hausfrau.
Wöchentlich erscheint ein Heft für 15 Pfennig.
Zu beziehen durch:
Buchhandlung Volkstimm
(Ecke Lindenstraße 27.)
Ich bestelle hierdurch „In Freien Stunden“, wöchentlich ein Heft für 15 Pfennig.
Name: _____
Vorname: _____
Straße: _____
(Der Besteller ist anzugeben dem Bestimmungsort anzugeben.)

Freibank.

Mittwoch:

7 Uhr Nr. 4651-4750	11 Uhr Nr. 5051-5150
8 " " 4751-4850	12 " " 5151-5250
9 " " 4851-4950	1 " " 5251-5350
10 " " 4951-5050	2 " " 5351-5400

4 Uhr Mittwoch nachmittag 4 Uhr

Zirkus Krone

Abschiedsvorstellung

Militär und Kinder halbe Preise

4 Uhr Mittwoch nachmittag 4 Uhr

Bad Wittekind.

Mittwoch den 29. August 1917, abends 8 Uhr

Großes Sinfoniekonzert vom Stadttheater-Orchester

Leitung: Kapellmeister: Karl Nöhren.

Eintrittspreis des Frauen 35 Pfennig.

Zirkus Krone

Dienstag 8 Uhr

Wohltätigkeits-Vorstellung

zum Besten des Nationalen Frauendienstes Halle.

Der Glanzabend der Spielzeit!

65 2890a **Mittwoch 4 Uhr**

Unwiderruflich letzte Vorstellung.

Kinder und Militär halbe Preise.

UT Alte Promenade 11a

Fersprecher 5738

Auf vielseitigen Wunsch einige Tage verlängert.

Waldemar Psilander

in dem Zirkusdramen 191

Der tanzende Tor

Vorführung 8.00, 4.10, 6.50, 9.20.

Vor sämtlichen Vorstellungen wird **Das Lied vom tanzenden Tor** vorgelesen.

Im Stillen Ozean erstklassiges Lustspiel in 3 Akten.

Das **Lied vom tanzenden Tor** für Gesang und Klavier ist an beiden Theaterrassen zu haben.

UT Leipziger Strasse 88

Fernruf 1224.

Gunnar Tolnäs

der Hauptdarsteller aus Die Lieblingstanz der Maharesche in

Meister Spitzhube

Detektivkomödie. Vorführung 5.10, 7.20, 9.30

Lillis Entführung

reizendes Lustspiel mit Senta Söndland.

Die möblierten Freunde gesunder Humor.

Dresden herrliche Naturaufnahme.

In beiden Theatern Beginn 8 1/2 Uhr.

Pantoffel, Hausschuhe

alle Größen vorräthig bei 108

C. F. Ritter,

90 Leipziger Straße 90, 1. Stockwerk Sabatiparmenten.

H. Elkan,

Leipziger Straße 87

Unabhängige „Reorientierung“ der Gewerkschaften.

Der Verlag der „Leipziger Volkszeitung“ beginnt mit der Veröffentlichung einer „sozialdemokratischen Gewerkschaftsbühnerei“. Begleitend wird das Unternehmen mit dem Hinweis darauf, daß die Gewerkschafts- und die sonstigen Verfassungskämpfe der Gewerkschaften in den Händen der „Anhängen“, der Gewerkschaftsführer, seien, die die Abgänge der Leipziger Broschürenkreise auch wieder mit der Schrift eines Gewerkschaftsbeamten eröffnen, und zwar des Metallwerks Paul Lange von der „Handlungsgehilfen-Zeitung“, der ja gewiß von den „Anhängen“ auch bisher schon nicht darin behindert worden ist, zu sagen, was er weiß und was er nicht weiß.

Als erste Schrift des neuen Verlagsunternehmens hätte man, besonders nach dem Titel „Die Reorientierung der Gewerkschaften“, den Lange seiner Schrift gibt, eine Art programmatische Kundgebung darüber erwartet, was die Gewerkschaftsopposition bewirkt und was sie selbst vorhat. Davon ist aber in dem Befehle gar keine Rede. Vielmehr ist es eine tägliche Zusammenkopplung von Zitaten, mehr oder minder aus dem Zusammenhang gerissener Sätze und sogar Privatbriefen. Mit solchen Methoden kann man natürlich alles beweisen — wie der Reichsverband zur Genüge gezeigt hat.

Die Schrift geht aus von den bei Kriegsbeginn weit verbreiteten Vorstellungen, daß während des Kampfes um Deutschlands Erhaltung ein neuer sozialer Geist das Land beherrschen werde. Das ist bekanntlich, soweit die Unternehmer in Frage kommen, nicht allgemein, vielmehr sogar nur ausnahmsweise der Fall gewesen. Doch aber die Regierung zur Arbeiterbewegung eine andere Stellung gefunden hat als zuvor und daß sozialistische Gedankengänge heute eine früher ungelante Kraft gewonnen haben, das steht gleichwohl fest, und darin, nicht wie Lange schreibt, „in der höchsten Werte eines Unternehmens oder dem zurückfallenden Ton eines Unternehmens“, kann man unter Umständen hoffnungsvolle Ansichten für die Zukunft erwidern. Denn nicht auf die Einsicht einzelner Personen, sondern auf die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung gibt der vernünftige Sozialpolitiker sein Urteil über die künftige Entwicklung ab. Wenn übrigens Lange einzelnen Gewerkschaftsführern aus gelegentlich übertriebenem Optimismus zu Kriegsbeginn einen besonderen Vorwurf macht, so genügt ja der einfache Hinweis darauf, wieviel Unfug von gewisser anderer Seite als sichere Notwendigkeit für die Weltkriegspropaganda worden ist, die ihm nahelegen, um zu dementsprechender, was sich blamiert hat und was nicht.

Lange erörtert weiter die Entwicklung der Löhne während der Kriegszeit. Er will nachweisen, daß die Arbeiterlöhne wesentlich geringer geblieben sind als die Unternehmergewinne. Diese Behauptung ist sehr wahrscheinlich leider Tatsache, aber Lange übertrifft das wieder ganz gewaltig. Die Mischgewinne einzelner für den Herodesarbeit arbeitender Werke gar den Löhnen der gebildeten Arbeiterschaft gegenüberzustellen, das ist ein Teufel, der in der Agitation gelegentlich erlaubt sein kann, aber zur sachlichen Auffassung gar nichts beiträgt. Und die ungeheure Propaganda der Textilwerke Clavier in Werd, die Lange anführt, sagt nicht das geringste über den wirtlichen Stand der Dinge in der Textilindustrie. Clavier hat vor dem Krieg jahrelang extrahol gewerkschaftlich, um sein Papierpinnfloss-Experiment durchzuführen. Jetzt nicht er natürlich den Unfug,

daß er diese Kriegsnötigende Fabrikationsweise schon im Frieden gründlich studiert hat, mächtig aus. Das ist aber ein Einzelfall und keine allgemein gültige Erscheinung. Doch Lange die von den Arbeitern erreichten Lohnsteigerungen für das Ergebnis des allgemeinen Arbeitermangels und der wilden Streiks, aber nicht für einen Erfolg der Gewerkschaften lassen lassen will, sucht er am Beispiel der Militärarbeiter glaubhaft zu machen. Auch hier wieder ein Einzelfall, und noch dazu betrachtet in einem besonderen Zeitpunkt, nämlich dem des höchsten Bedarfs. Daß die Gewerkschaften auch in Berufen mit weniger günstigem Geschäftsgang erhebliche Lohnsteigerungen durchgesetzt haben, ist bekannt. Im übrigen können die Gewerkschaften immer nur entsprechend der Konjunktur angreifen und sich vorwärts arbeiten.

Lange bespricht sodann die Arbeitsgemeinschaften. Er muß dabei mit großer Kunst um die Tatsache herumhaken, daß gerade seine Handlungsgehilfen schon vor dem Kriege bei den Unternehmern fortwährend Hilfe für die Durchsetzung eines frühen Geschäftsschlusses gesucht und gefunden haben. Zu den jetzt beschlossenen Arbeitsgemeinschaften führt er aus, daß sie nur neben der eigentlichen Gewerkschaftsarbeit liegen könnten. Hauptaufgabe der Gewerkschaften sei, den Unternehmern einen möglichst großen Teil des Arbeitsvertrages abzunehmen; sobald dieses Ziel hinter die Gemeinheitsarbeiten zurückdräte, sei sie schädlich. Eine Keimung von gewerkschaftlicher Seite, die den gegenseitigen Standpunkt vertritt, vermag Lange nicht in einem einzigen Falle anzuführen. Alles, was er über die „neue Theorie“ der Arbeitsgemeinschaft sagt, ist einfach erfunden. Now ist die Theorie nur insofern, als die Ausdehnung der gemeinschaftlichen Gewerkschaftsförderung beweist, daß Klassengegnerschaft nichts Absolutes und Unauslöschliches sind, sondern auch Raum für die Erfüllung von Aufgaben lassen, die zugleich im Interesse des Arbeiters wie des Unternehmers liegen.

Lange weicht sich auch dagegen, daß die Frage der Gemeinheitsarbeit vom Standpunkt des Steinjägers, Malers, Gärtners oder Tapeziers verhandelt wird. Nicht die Enge des eigenen Berufs, sondern die weite Einsicht in die wirtschaftliche Entwicklung müsse den Gemeinheitsführer leiten. Das hält ihn jedoch nicht ab, gleich im nächsten Kapitel die Einminderungsfrage vom Standpunkt — lediglich des Handlungsgehilfen aus zu betrachten. Die Handlungsgehilfen haben bekanntlich keine Einminderung vom Ausland her, wohl aber leben 65 000 deutsche Handlungsgehilfen im Ausland. Deshalb lobt Paul Lange gegen alle Forderungen auf Regelung der Einminderung. Zu diesem Zwecke unterteilt er, daß diejenigen Gemeinheitsführer, die die Einminderungsfrage behandeln, ein dauerndes Verbot fremder Einminderungen im Auge hätten. Darauf es bieten aber wirklich ankommt, nämlich die Abwendung künstlichen Rohndarfs durch planmäßiger Import ausländischer Arbeitskräfte, das hat Lange entweder nicht verstanden oder er verheimlicht es absichtlich!

Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit dem Streikverzicht der Eisenbahner. Wahrscheinlich, noch bevor der Krieg zu Ende ist, wird der Erfolg darüber richtig, ab dieser Schritt richtig war oder nicht. Auch die Vorwürfe Lange gegen die Gewerkschaften in Sachen des Vereinsrechts und des Hilfsdienstgesetzes sind nicht neu. Mit großer Wut wirft er den Gewerkschaftsführern vor, daß sie im Frühjahr 1916 zunächst die Sicherstellung der Gemeinheitsarbeit gegen polizeiliche Verfolgung mit Hilfe des Vereinsrechts durchgesetzt hätten; sie hätten schon damals auf die Aufhebung des Sprachenparagrafen dringen müssen. Anzwischen ist bekanntlich dieser Paragraf auch gefallen, die Methode der Gewerkschaften,

eins nach dem andern vorzunehmen, hat einen vollen Erfolg gehabt. Das hindert aber Lange nicht, die allen Kamellen noch einmal aufzumähen.

Den Abschluß der Broschüre bildet eine Klage darüber, daß in den Gewerkschaften der demokratische Gedanke unter den Schichten komme. Beweis: eine Polemik zwischen „Korrespondenzblatt“ und „Metallarbeiter-Zeitung“ wegen Aufnahme eines Artikels, den das „Korrespondenzblatt“ für Gewerkschaftsblätter nicht passend hielt, ein Anwurf des „Kürschner“ gegen die Faltung der Generalkommission in der Lebensmittelfrage und ein Privatbrief des Genossen Siebig, er wolle sich erst einmal mit der Generalkommission und den Vorständen der andern Gewerkschaften besprechen, ehe er eine Ausrede über die Einminderungsfrage eröffne, weil jetzt ein einheitliches Vorgehen der Gewerkschaften notwendig sei und jedes planlose Umherreden Schaden stiftete. Wie gesagt, ein Privatbrief, den man je nach Geschmack für richtig oder unzutreffend halten kann, der aber für Demokratie oder undemokratische Geist in den Gewerkschaften gar nichts sagt. Drei drei Beweisstücke und keine mehr genügen Lange, um seine Vorwürfe gegen die Gewerkschaftsbewegung zu erheben.

Auf einige direkte Fälschungen in der Broschüre wird gelegentlich noch zurückzukommen sein. Im ganzen kann man ihr das Zeugnis „lässlich“ ausstellen. Ein reichlich gefüllter und freigebig ausgeschüttelter Zitatenfaß ohne jede logische Ordnung des Inhalts, ohne jeden weiten und höheren Gesichtspunkt, ergibt wirklich nicht das Material zur Reorientierung der Gewerkschaften. Der Inhalt der Broschüre ist einfach der, daß Lange den Siebig, den Umkreis, den Sinnig und noch ein halbes Dutzend anderer Kollegen nicht leiden mag und sich mit ihnen über allerlei Lappalien herumhäufelt. Material zu einer neuen oder auch nur gegen eine angeblich-neue Gewerkschaftstheorie bringt aber die Broschüre in keiner Weise.

Halle und Saaltreis.

Halle, 28. August 1917.

Ueber Krieg und Gesundheit

hat die bekannte Hallische Professor Dr. Adolph Halberdorn auf der Tagung zur Kriegswirtschaftlichen Stellung in Dresden, von der wir bereits an anderer Stelle unsere Blätter kurz berichteten, sehr bemerkenswerte Ausführungen gemacht.

Er erklärte, die Unterdrückung der menschlichen Ausdehnung ergebe, doch sehr wertvolle Stoffe als früher ungenutzt vom Körper ausgeschieden würden. Das habe seine Kräfte in dem vielen Aergern, dem die Menschen jetzt ausgesetzt seien. Man solle sich daher den Aergern abgewöhnen und sich hauptsächlich nicht vor dem Essen ärgern. Es habe sich an dem in den Exkrementen enthaltenen Stickstoff nachweisen lassen, daß man alle mehr oder weniger Kanister fülle. Die Ernährung von Wehrkräften könne nicht zugleich mit einem Kohlenmagel erzwungen werden, da die heutige Nahrung längeres Aushalten erfordere. Gut tun es je jetzt eine patriotische Tat. Der geistige Arbeiter sei jetzt in Notlage, denn er werde wenig beschäftigt und gegenüber dem körperlichen Arbeiter benachteiligt. Erfreulicherweise sei die Qualität der Nahrung gut. Es fehle höchstens Kalb, da großer Wildmangel herrsche. Vielleicht könnte man den Kalb dem Körper in einem besonderen Präparat zuführen. Die unverschämten Drien ausgebrochenen Epidemien führte Prof. Halberdorn auf die Kohlen zurück, vor deren Genutz er

Notes Flamenblut.

Roman von Pierre Broodcoorens.

Eingige autorisierte Uebersetzung von Johannes Schlaf. (55. Fortsetzung.)

Er erwachte nicht eher aus diesem Halbnahtschmerz, als bis das Gepolter des allgemeinen Erwachens anbot. Es war sechs Uhr. Die Arbeit in der Fabrik begann um sieben. An der schmucklosen Wand zeichnete sich der gelbe Schein des Nachtlichtens ab, das in dem Jugend flackerte, der durch die Ritzen der Tür hereinfuhr. Für ein paar Minuten genoz Vicus noch die Wärme seines Lagers und betrachtete zerstreut die schwarzen Flecken, die die abgetupfte Gede der Stuhndede marmorierten. Dann gähnte er, daß ihm die Stimmläden frachten, rieb sich energisch die Augen, rechte lässig die Hand nach seiner blauen Manschettenboje aus, die in zwei braunen Mandstiefeln endigte, und die über einen alten, duragelegenen Strohhutl geuorfen war. Wöllig erinnerte er sich des Briefes, den Soube Flohil gestern erhalten hatte, und an den unangenehmen Aufruf, den er zur Folge gehabt. Sein Gesicht nahm zugleich einen Ausdruck von Willde und Verdrüßtheit an. Anstatt sich mit einem Sprunge zu erheben, zu schlendern und lustig die Arme zu rühren, wie er es sonst jeden Morgen tat, trat er mit mühsamem Willen, richtete er sich vorsichtig in die Höhe und schaute verstohlen einen ängstlichen Blick zur andern Seite der Stube hinüber, wo sich in dem zermahlten Bette die breite Gestalt Soube Flohils erkennen ließ.

„De, mein Verehrter, es ist Zeit, Lämmchen!“

Die eigene Stimme schien ihm einen sonderbaren Klang zu haben. Sie kam ihm selbst fremd vor; tiefer und wie eingeschnürt. Während er die Weine, eins nach dem andern, in die Nase steckte, beobachtete er Flohils Bewegungen. Sie bestanden bloß darin, daß der Schläfer sich einen Bissel der Decke über die Weine zog. Aber die Frage des braven Vicus blieb ohne Antwort.

Er seufzte tief auf, dann begab er sich auf den Fußspitzen in die Zimmerdecke und holte von dort ein weiches Pflöschchen und eine Wasserfontäne mit Schnecke. Er nahm seine Weine und seinen Kopf vom Stuhle, legte sich auf die ungedeckten Decken der alten Bettlade, feste das Becken auf den Stuhl und begann sich zu waschen.

Die Unruhe des Aufstehens stieg im Hause. Dampfe Schläge erschütterten die Wände. Man vernahm Jurne, Risse, Glische, Gelächter. Schläge klatschten auf nacktes Fleisch. Dann das Schmaufen der Befehle, die in die Wächsteden paltschen, anhaltendes Geriebel und schallende Zwiegespräche. Soube Flohil, der noch immer auf seinem Strohhaf ausgebreitet lag, schien außer acht zu lassen, daß es nicht Sonntag war und man sich unbedingt anziehen mußte, um den gewohnten Tageslauf zu beginnen.

Jedemal, wenn er mit einem Teile seiner übrigens sehr lummariichen Toilette fertig war, sagte sich der biedere Vicus:

„Jetzt wird er aufstehen. — Nein, er will lieber noch ein bißchen warten. Geduld!“

Und währenddessen genügte er in der fallen Luft der Manfard, in der sein Atem wie ein langer, heller Rauch von ihm ausging, den Anforderungen der körperlichen Keiltheit. Unter einer Grimasse hatte er sich mit der klauen Hand seinen bräunlichen, aufgesprungenen Naden gerieben, nachdem er ihn zuerst mit Marzeiler Seife eingeseift. Die Waden aufgestupft, hatte er mehrere Waidungen vorgenommen und sich dann, unwillkürlich getrieben, damit das Wasser nicht über seine Folen trüben konnte, gründlich abgerodnet. Augenblicklich beugte er sich tief vor dem gerbrochen, mit einem Saten an der Wand befestigten Spiegel. Zudem er die Unterlippe vorstößt und die Augen zusammenkniff, zog er sorgfältig den Mittelscheitel, der seine schwarzen Haare teilte.

Er sahte einen mannhaften Entschluß und wandte sich plötzlich um.

„Soube Flohil, Du wirst Estrate zahlen müssen. Es ist sechs Uhr zwanzig, Zunge!“

Mit dumpfer Stimme kam es unter der Decke hervor:

„Meinetwegen! Ich geh heut nicht in die Fabrik.“

„Was? Du willst fehlen?“

Erstarrt riß Vicus die Augen auf. Das war noch nicht dagewesen. Soube Flohil war, wie er selbst, ein guter, pünktlicher und ordentlicher Arbeiter. Ein einziges Mal hatte er, vor vier Wintern, acht Tage lang am Morgen nicht seine Marke vom Kontrollstich genommen. Aber damals hatte ihn die Infuenza mit einem gründlichen Fieber ans Bett gefesselt. War er etwa krank?

„Der Brief!“ dachte er plötzlich.

Was mochte sich wohl in der Ehe seines Bruders Flohil zutragen haben.

Als einharter, kühner, armer Schüler, der niemals die Entzündungen und Reiden des Geschlechts gefannt hatte, war Vicus in seiner Unschuld auferstanden, die Wahrheit zu ahnen. Er glaubte nur, daß Verdrüßlichkeiten in der Familie, Geldverlegenheiten, wie ein Stein in die schöne Ruhe Soube Flohils gefallen wären.

„Bist Du krank?“ fragte er, um eine vertrauliche Aussprache zu veranlassen. „Was soll ich dem Direktor sagen?“

„Das er zum Zeisel gehen soll, und Du auch!“ Diesmal hatte Soube Flohil sich herumgewandt und sich aufricht gelehrt. Verdrüßlich und mit fieberglühenden Augen blickte er Vicus an, dessen Gesicht fürcht und die Bitte um Entschuldigung ausdrückte.

„Ich werde heut nicht arbeiten und morgen auch nicht. Weiß Gott, wenn ich die Arbeit wieder aufnehme. Sag ihm das, wenn Du willst.“

„Aber er wird Dich entlassen, er mag jomus nicht...“

„...“ Vicus wußte nicht, was er sagen sollte, um einen Jormesausbruch Soube Flohils zu vermeiden. Andererseits hätte er ihm aber gern begreiflich machen mögen, daß das unvernünftig war und zu seiner Entlassung führen konnte.

„Willst Du eine Hochzeit mitmachen, Soube Flohil?“ In den Augen Soubes prägte sich unerschütterliches Leid aus. Dann aber zuckte er die Achseln.

„Dummes Zeug!“

(Fortsetzung folgt.)

